

Verbundkatalog Kalliope

In: Süddeutsche Zeitung

Der Erbe.

Mann, Monika

1954-10-30

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Is denn ein Kardinal gestorben, daß die Glocken mitten in der Woche so läuten! In die hohen Klänge stimmen die dunklen ein, immer voller, bis es über das Land hinklingt, hinbrandet wie das läutende Meer. Feierlich aufgeführt sind die Berge, auf deren Pfaden die Kreuzfixe stehen. Auch sie sind umbrandet vom Meer der Glocken und vom frohen Oktoberwind. Vor einem Kreuz kniet eine Frau. Göt ihm Ruh, eine ewige gute Ruh! sagt sie laut in das Kreuz und in das Branden hinein. Es ist kein Kardinal gestorben, sondern der Bauer Ferdinand. Und er erucht nicht so groß als ein Kardinal, so läuten doch groß die Glocken. Der Bauer Ferdinand ist 64 Jahre gestorben. Was ist das! Denn in den Bergen ist die Zeit lang und oft hart, so daß sie noch länger scheint. 64 Jahre in den Bergen ist eine lange Zeit.

Das war heute. Und morgen wurde der Bauer Ferdinand begraben. Sie kamen im Sonntagsgleid von den Höfen und Almen herunter, Männer und Frauen und Kinder. Als sie vor dem Aufgebahrten standen, warfen sie Heiligenbilder und Blumen in den Sarg und bekreuzigten sich. Die Frau, die gestern gebetet hatte, stand auch dabei. Auch sie war im Sonntagsgleid, aber sie neigte den Kopf tiefer als die anderen und preßte ein schwarzes Taschentuch vor ihr Gesicht.

Am nächsten Tag war die Frau wieder in ihrem Alltagskleid, in blauer Bluse, schwarzem Rock und grauer Schürze. Sie ging herum, als ob gar nichts wäre. Es war auch nichts. Nur, daß ihr Mann nicht mehr war. Und da er so lang gewesen war, konnte sie damit gar nichts anfangen. Sie tat ihre Arbeit, und die Zeit verging. So kam der Winter, der immer noch nicht aufhörte zu kommen. Und die Arbeit der Frau so schwer wie eine große lebendige Last. Die kalten Winter fuhren in das Tal herein und brachten Schnee und Dunkelheit ohne Ende. Johannes, der älteste Sohn, sie nannten ihn Janns oder Jonns, war beim Holz draußen. Philipp, der zweite Sohn, wohnte hinter zwei Bergen und kam im Winter fast nie. Die düstere Stallmagd sah sie kaum, die seit dem Tod des Bauern Ferdinand noch düsterrer geworden war. Und die dritte Tochter, die kleine, die noch eine grünnige Arbeit vertiefte, bei der sie zu niemand etwas sprach. Ein lediger alter Mann, der wenig besaß und viel im Wirtshaus saß, klopfte manchmal bei der Witwe an. Er erzählte ihr von rauhen Kriegstagen, die er einst bekommen, indes die Fleischsuppe von seinem Teller dampfte und die Katze mit hochgestelltem Schwanz sich an seinen Füßen wälzte. Nachdem der Mann seine Rede angezündet hatte und sie sich nicht mehr zu bewegen wagte, sah sie ihn über saß, fragte er sie, ob sie ihn heiraten wollte. Sie schüttelte den Kopf und lachte und sagte „Ja“ dazu.

Die Gräber waren verschnitten, so daß sie nicht stiller und verschollener schienen, als die kleine Hochzeitsgesellschaft im klingenden Schillern an ihnen vorüberglitt. Denn bald nach jenem Gespräch zwischen der Bauerswitwe Ferdinand und dem ledigen Alten war der Tag gekommen, da sie sich voll Zuversicht in der Dorfkirche hatten trauen lassen. — Einen Ila, einen grauen, einen schwarzen und einen dunkelroten Schal gehüllt, saß sie neben ihm, der einen Schafpelz und einen Zylinder trug, in dem Gefähr und kückte ihn vor den Augen aller, deren Gelächter kleine Rauchscheiter in die Winterluft malte. Nun war es ganz etwas anderes geworden. Denn sie hatte wieder jemand an der Seite, der „Emma“ zu ihr sagte und der — wenn auch auf lustige Art — über Haus und Hof waltete. Im Doppelbett aus Eichenholz, die beiden gewaltigen Douchen, ruhten wieder zwei, und die Schürchen schloßen und im Belen der Knausperle. Der neue Bauer hieß Ludwig. Er ging Sommer und Winter in einem Hemd mit kurzen Ärmeln, dazu trug er pralle Hosen mit Trägern und einen kleinen Hut auf dem Kopf. War es die Tracht oder auch sein sonstiges Aussehen und Gebahren, er hatte etwas von einem alten Bürschen. Und wirklich nahm Emma die Gewohnheit an, ihn — obwohl sie ihn schätzte — „Bürscherl“ zu nennen. Er hatte bei seiner Lustigkeit helles Blut und war durch sein bisheriges Alleinsein wohl in sich gekehrt. Er konnte stundenlang mit seiner Pfeife beschaulich in der Stuben sitzen und auf einem Stein vor dem Hause, das Hüthen auf dem Kopf. Wenn die Familie sich zusammenfand, war er aufgeräumt, sehr aufgeräumt, und es war wieder seine kleine, feine, zierliche, hübsche, blonde Frau bringen. Zur Hochzeit war Philipp samt Frau und Kinder da gewesen, der sich mit dem Stiefvater gleich gut verstand. Johannes dagegen, der Jonns, mochte ihn nicht. Und er mochte auch den Johannes nicht.

Es war Zeit, daß Johannes ans Heiraten dachte. Denn er sollte einheim's Haus und Hof übernehmen, und da brauchte er auch eine Frau dazu. Da ihm am Sonntag beim Tanzen die Rina mit den blauen Augen und den schwarzen Wimpern und den roten Backen am besten gefiel, fragte er sie um ihre Hand. Ihre Backen wurden noch röter, und ihre Augen strahlten wie zwei Sterne, als sie ihm um den Hals fiel und versprach, sein treues Weib zu werden. Es ging nicht lang, da war die Rina Jungbütnerin in seinem Elternhaus. Der alte Ludwig machte Witze wegen der Nachkommenschaft, und der Johannes ärgerte sich. Noch alles still, mauerstille in der Kammer der heiligen, ach so heiligen Freud! Die Rina lachte, und die Emma lachte noch mehr. Und der Jons blickte ganz ernst. Ihm taten diese Späße weh, besonders von diesem Mann. Und oft stand er auf, vom Essen oder vom Kartenspiel, und verschwand. Ärger war's, wenn der Philipp zu Besuch kam. Dann fühlte er eine ganze Front gegen sich, denn die beiden Männer machten es sich zum Hauptvergnügen, ihn auf solche Weise aufzufuchen. Seine Rina versuchte ihm beizustehen, was er aber ablehnte in seiner Scham. Die Mutter freute sich über die Späße, weil sie die Witze, sie würden ihren ältesten Sohn und Erben ehelichen. Die Rina, die sich nicht anstehen ließ, daß die Hitze gleich wieder hereinrauf! „Jons! saß wohl am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, und die Rina stand in der Ecke am Bügelstich und strich mit dem heißen Eisen über die Wäusche, ohne aufzuschauen. Wenn der alte Ludwig sich ihr näherte und sie am Kinn kraulte, sprang der Johannes auf, als wolle er etwas Schlimmes tun.

Es war über ein Jahr vergangen, als die Mutter zum Johannes sagte: „Wenn du keine Kinder hast, dann bekommt der Philipp das Haus. Und du mußt fort.“

„Dann gib mir meinen Teil, und ich gehe heute schon, Mutter.“

„Ich warte. Und wenn ich lang genug gewartet habe, gehst du fort. Und geben tu ich dir nichts, nicht vor dem Sterben.“

Wie dunkel ging der Jungs herum. Er streifte die anderen wie ein scheues Tier, das das Licht ihrer Augen nicht verträgt. Sogar im düsteren Blick der Stallmagd glaubte er ein Licht des Hohnes aufzuckern zu sehen. Arme Zeni! Sie arbeitete von morgens vier bis in den Abend und flackerte überhaupt nicht. Und hätte sie es getan, so nur um des alten Ludwigs willen; der, wenn er nicht anders bei der Hand hatte, auch mit ihr seine Späße trieb.

Der Sommer war im vollen Gange. Wärme und Heiterkeit herrschte in den Bergen und in Frau Emmas Haus und Hof. Aber Johannes sonderte sich immer mehr davon ab. Wenn seine Freunde kamen oder Knasterfreunde vom alten Ludwig, zum Wein, hielt er nicht mit, oder selten. Er litt um seine Rina, die er genug liebte, um sie nicht der Schadenfreude anderer aussetzen zu wollen. Aber am meisten litt



Photo: Wolf Schlele

Er wohl um sich selbst. Als die Tage schon kürzer wurden, und als die Leute schon früher Feierabend machten, ging er öfters durch die Wälder, wo ihm kein Wesen begegnete. Er schritt langsam über den Moosboden hin und über die Nadeldecke, die zwischen den Stämmen ausgebreitet lag. Die Stämme leuchteten schwarz-golden und das Tannen-
 zweig in einem bengalischen Hellgrün. Johannes ließ die Arme matt an seinem Körper herunterhängen. Und in der wohlkommenen Stille begann er vor sich hinzureden. Die Gedanken schwebten auf den Grund, aber er hob sie allmählich in die Höhe und sah sie in den Wipfeln dann in einem Hellblau entdecken und sein Gesicht von goldenen Strahlen überzogen war.

Es war schon dunkel, als er nach Hause kehrte und dort großes in seine Kammer ging. Die Mutter sagte zum Mann: „Bürsche, mir kommt es vor, um den Johannes ist es arg finst in dieser Tat. Mir kommt es vor, er mag nicht recht zu sein.“ In Möbel umstoßen oder auch einen Mensch wenn er in seinem Weg ist. Mir ist ein bissel angst.“ Der alte Ludwig lupfte sein Hütchen, daß es auf dem Hinterkopf landete, und lächelte verschmizt. „Du hast ihn geboren und mußt wissen, was ihm ist. Eins weiß ich, Mutter, obwohl er mit uns necken und uns nicht so gut verstehen, mir kommt vor, daß er mit dem Herrgott hadert. Ja, finster geht's über sein Gesicht und sogar über seine Gestalt, seinen Gang. Aber schon ist er Mutter, wenn er so hadert. Schau ihn doch nur an, wie schön er ist, der Johannes.“ Und als er so sprach, hob er, was er in Mutter noch schwerer ums Herz, das weiße Hütchen, und es war, als hätte er nicht recht, als daß bei Johannes und Rigmor ein Licht war. Und es wurde noch härter gegen sie. Sie bedrohte ihn jeden Tag, setzte ihm eine Frist, und dann würde er dem Nichts gegenüberstehen.

Nachts sagte die Rina: „Es wird schon kommen. Und wenn er nicht kommt, sorgen wir uns nicht.“ Und er sagte: „Ich bin Jona und ich mich.“ Wenn ich draußen herumhege, spüre ich, daß ich alt bin. Die Zeit hängt an mir wie ein Fransen. Sie gibt mir keinen Halt und keinen Sinn. Ich, alt ist der Janna“, stöhnte er und wälzte sich und wanderte sich ab, als ob er sehr gelangweilt sei. Als sie das Korn schüttelten und Lieder dazu sangen, hieß Johannes mit der Sichel auf die Garben ein, abseits von den anderen. Darzwischen streckte und reckte er sich in der kristallklaren Sonnenluft und lachte. Vielleicht lachte er, weil er fühlte, wie jung und stark und geschmeidig er war und weil er nachts gesagt hatte, er sei alt. Aber er fühlte, daß Gott ihn vergeudet, und das Gefühl der Vergeudung machte ihn alt. Er war so verschlossen und sonderlich, daß sie kaum noch zu ihm sprachen oder ihn zu etwas aufforderten. Auch neckten sie ihn nur noch selten. Nur wenn der Philipp kam, ging Jänner Stachel in sein Fleisch, das schon erhärtet schien. Doch hatte man merken können, daß er die Augen rollte und ein verlorenen dunkler Laut aus seiner Kehle kam.

Und so wie im Winter der Emma zu schwer wurde nach dem Tod vom alten Bauern Ferdinand, so wollte er jetzt dem Johannes zu schwer erscheinen. Er ging unter dem dunkelblauen Himmel, im starren Wald, am kalten Berg hin und redete: „Freude ist tot und erwacht nicht mehr in den kalten Bergen.“ Er schlug mehrere Male seine Faust an die Schläfen und wiederholte: „Freude ist tot, Freude ist tot.“ Als es in der Ehekarriere ebenso schwarz war wie in seinem Herzen, flüsterte die Rina in sein Ohr: „Johannes, ich glaube, mit ist gut.“ „Gut?“ schnaufte er, „was soll das heißen?“ „Nun, der Segen – es soll heißen, ich glaube – du bist mit einer mit einem Satz aus dem Bett und auf den Knien, warst mit einem Knien und dankst mit einem Knien.“ Dann legte er sich neben die Rina und sagte: „Die Morgenluft war viel heller als sonst. Als ob die Sonne endlich scheinen wollte. Sie kam, machte einen herrlichen Spektakel auf den Felsen oben und verschwand wieder. Und dann legte sich eine bleischwere dümmrige Kälte auf das Land. Johannes war hinausgegangen, und es war ihm unendlich wohl gewesen. Während er den Tannenpfad aufwärts schritt, sah er immer nach oben, mit einem ganz verkürzten Lächeln im Gesicht. Das Licht wuchs rings um ihn herum, wärmte ihn und ließ sich auf den Gipfeln nieder. Er sah die Felsengestalten in perlmuttriger Glut, wie Riesen, die im glühenden Schweigen dem Morgen huldigten. Johannes dachte dann, daß die Sonne hatte und Rina ihn in ihre Arme geschlossen hatte, und er redete: „Hinter die Sonne ist die kleine Jonns, darum glüht sie so schön.“ Die Glut verschwand hinter einer kalten grauen Decke, und Johannes stützelte sich.

Einige Tage später, als der Johannes vom Holzen heimkam — seine Kleider waren voll Schnee und die Locke auf seiner Stirn, so daß er aussah wie ein Jüngling, den die Sorge weiß gemacht — als er so heimkam, fand er die Rina im Bett, ganz verweint. „Er ist davon“, sagte sie unter Schluchzen. „Wer ist davon, Rina?“ „Der Segen.“ Und sie schluchzte. Johannes legte seine Hand auf ihre Brust und blickte sie ruhig an. Eine ganze Weile. Dann verließ er die Kammer.

Es war ein heiliges Fest gewesen, und die Emma hatte einen Kranz aus frischen Dahlien und Rosen auf das Grab von Bauern Ferdinand gelegt. Nachts darauf träumte ihr, daß der Bauer zu ihr sagte: „Frau, zu unserem Johannes, dem Buben nichts!“ Sie antwortete: „Mann, ich tu ihm ja nichts. Aber Haus und Hof soll unser Philipp haben, denn seine Kinder werden nachher darüber wachen. Der Janns muß heraus. Und erst nach meinem Tod kriegt er seinen Teil.“ In der Früh fiel der Emma der Traum ein, und für einen Augenblick zauderte sie. Dann entschloß sie sich, zu tun, was sie zu tun entschlossen war. Sie stellte einen

Jeden die Morgensuppe hin, die man stumm auslöffelte und sich dann an die Arbeit begab. Johannes kam nach einiger Zeit wieder in die Stube, um sich am Ofen etwas zu erwärmen. Er setzte sich hin. Sein Antlitz war traurig. Da kam die Mutter herein und setzte sich zu ihm. Sie sagte: „Jannis, ich warte nicht mehr. Es ist um. Nämlich das Warten ist um. Ich müßte über mich selber lachen, wenn's nicht um wär'. Weil sich bei euch nichts ändert. Mann genug bist du nicht für Haus und Hof. Der Philipp kommt an deine Stelle. Dein Erbe kriegt du nicht, so lang ich leb' sag' es deiner Nina und geh'.“

Sie hatte ihn gemerkt, daß jedes ihrer Worte seine Stärke über Johannes sandte. Er saß wie ein Erfrorener. „Jonas!“ rief sie. „Wie schaust denn du?“ Sie näherte ihr Antlitz dem seinigen. Dann entfernte sie sich, langsam nach rückwärts gehend, indem sie ihm immer anblickte und entsetzt sagte: „Jonas, Jonas! ...“ Der alte Ludwig riß die Tür auf, und Pfeife im Mund, Hüften auf dem Kopf, trampelte er lustig herein. „Was ist?“ fragte er und blieb stehen. „Schau dir den Jonas an, schau!“ sagte die Emma. Der Ludwig lachte. „Bühnenher, schau, aus Holz ist mein Johannes!“ Der Jonas schaute ihn an. „Johannes hat gar kein Backenstreich, dann einen anderen. Jetzt ist links, rechts und rechts haute er ihn auf die Backe. Dann hielt er ihm den Wein an den Mund. Dann stellte er sich auf wie einer, der sein Werk betrachtet, und schüttelte mißbilligend den Kopf. Bald sagte er: „Der wird schon zu sich kommen.“ Mit seinen aufgerissenen Augen, sagte die Emma, „er ist ja ganz verflucht.“ „Sind manche“, meinte der alte Ludwig. „Fragt sich, wann er von ihm geht, der Fluch. Es ist nicht immer gleich.“ Und die Emma: „Ich habe es immer gewußt.“ „Was sagst du?“ fragte er. „Dann sagte er noch: „Lassen Sie mich allein, kommen.“ Emma: „Er hat sich nicht um den Fluch. Vielleicht haben sie dann ein Gefecht. Dann kommen wir wieder und schauen, wer unterlegen ist. Komm!“

Gegen Abend kamen sie, einer nach dem anderen, in die Stube herein und schauten den Johannes an. Er saß noch so da. Die Rina warf sich weinend an ihn, er rührte sich nicht. Sie gingen wieder hinaus. Zwei Polizisten und ein Arzt haben ihn nachher hinausgeführt und fortgefahren. Wie einen Mann aus Holz.

In der offenen Stalltür steht die Zenzi. Sie hat alles gesehen. Groß und stark steht sie da. Tief und glockenhaft flingt sie zu singen an. Sie steht halb im Schatten des Stalls, halb im Schneelicht.